



REISE ZUM
MITTELPUNKT
DER ERDE

JULES VERNE

Inhalt

Titelseite

Erstes Kapitel: Professor Lidenbrock

Zweites Kapitel: Ein altes Dokument

Drittes Kapitel: Das Pergament des Arne Saknussemm

Viertes Kapitel: Die Entzifferung des Geheimnisses

Fünftes Kapitel: Der Schlüssel des Dokuments

Sechstes Kapitel: Das Zentrum der Erde

Siebentes Kapitel: Reisevorbereitungen

Achstes Kapitel: Reise nach Island

Neuntes Kapitel: Ankunft auf Island

Zehntes Kapitel: Professor Fridrickson

Elftes Kapitel: Hans Bjelke

Zwölftes Kapitel: Nach Snäfieldsnäß

Dreizehntes Kapitel: Eine Bauernherberge

Vierzehntes Kapitel: Im Pfarrhaus

Fünfzehntes Kapitel: Auf dem Vulkan

Sechzehntes Kapitel: In dem Krater

Siebenzehntes Kapitel: In den Schlund hinab

Achtzehntes Kapitel: Durch die Lavagalerie

Neunzehntes Kapitel: Auf dem Irrweg

Zwanzigstes Kapitel: Verlegenheiten

Einundzwanzigstes Kapitel: Wassermangel

Zweiundzwanzigstes Kapitel: Not

Dreiundzwanzigstes Kapitel: Der Hansbach

Vierundzwanzigstes Kapitel: Weiter hinab

Fünfundzwanzigstes Kapitel: Rasttag

Sechszwanzigstes Kapitel: Verirrt

Siebenundzwanzigstes Kapitel: Im dunklen Labyrinth

Achtundzwanzigstes Kapitel: Ein Spiel der Akustik

Neunundzwanzigstes Kapitel: Rettung

Dreißigstes Kapitel: Das Meer Lidenbrock

Einunddreißigstes Kapitel: Auf dem Schiff

Zweiunddreißigstes Kapitel: Eine Wasserpartie

Dreiunddreißigstes Kapitel: Ein Riesenkampf

Vierunddreißigstes Kapitel: Ein Geysir

Fünfunddreißigstes Kapitel: Ein Gewitter

Sechszwanzigstes Kapitel: Verschlagen

Siebenundzwanzigstes Kapitel: Ein Gebeinfeld

Achtundzwanzigstes Kapitel: Ein fossiler Mensch

Neunundzwanzigstes Kapitel: Ein Proteus der Urwelt

Vierzigstes Kapitel: Kap Saknussemm

Einundvierzigstes Kapitel: Eine Explosion

Zweiundvierzigstes Kapitel: Bergfahrt im Tunnel

Dreiundvierzigstes Kapitel: Ausgeworfen aus dem Krater

Vierundvierzigstes Kapitel: Stromboli

Fünfundvierzigstes Kapitel: Schluss

Impressum

Jules Verne

**Reise zum Mittelpunkt der
Erde**

Roman

Erstes Kapitel: Professor

Lidenbrock

Am 24. Mai 1863, einem Sonntag, kam mein Onkel, der Professor Lidenbrock, in hastiger Eile heim in sein kleines Haus, Königsstraße 19, eine der ältesten Straßen des alten Stadtviertels in Hamburg.

Die gute Martha musste glauben, sehr mit dem Mittagessen in Rückstand zu sein, denn es fing eben erst an auf dem Herd zu sieden.

„Schön, sagte ich, aber wenn mein Onkel Hunger hat, wird der ungeduldige Mann Zeter schreien.

- Da ist ja schon Herr Lidenbrock! rief die gute Martha in Bestürzung, indem sie die Thür des Speisezimmers ein wenig öffnete.

- Ja, Martha, aber das Essen darf schon noch etwas kochen, denn es hat eben erst auf der Michaeliskirche halb zwei geschlagen.

- Warum kommt aber Herr Lidenbrock schon heim?
- Er wird's uns vermutlich sagen.
- Da ist er! Ich flüchte mich, Herr Axel, Sie werden ihn zur Einsicht bringen.“

Und die gute Martha eilte wieder in ihre Küche.

Ich blieb allein. Aber einen zornigen Professor zur Einsicht zu bringen, war doch für meinen etwas schwankenden Charakter nicht möglich. Daher war ich im Begriff mich klüglich wieder in mein Zimmerchen hinauf zu begeben, als die Angeln der Haustüre knarnten; des Hausherrn lange Beine schritten geräuschvoll über die hölzerne Treppe quer durch das Speisezimmer hastig in sein Arbeitszimmer.

Im Vorbeirennen warf er seinen Stock mit einem Nußknackerknopf in eine Ecke, seinen wider den Strich gebürsteten Hut auf einen Tisch, und rief laut seinem Neffen zu:

„Axel, komm' mir nach!“.

Ich hatte noch nicht Zeit, vom Fleck zu kommen, als der Professor mit lebhafter Ungeduld mir zurief:

„Nun! noch nicht hier?“

Ich eilte ins Zimmer meines fürchterlichen Onkels. Otto Lidenbrock war kein bösertiger Mensch, ich gebe es gerne

zu; aber wofern er nicht, was sehr unwahrscheinlich ist, sich ändert, so wird er als ein schrecklicher Sonderling sterben.

Er war Professor am Johanneum, und hielt Vorträge über Mineralogie, wobei er regelmäßig ein- oder auch zweimal in Zorn geriet. Es kam ihm durchaus nicht darauf an, dass seine Schüler fleißig die Lektionen besuchten, noch dass sie aufmerksam zuhörten, noch dass sie Fortschritte machten: diese Kleinigkeiten machten ihm wenig Sorge. Sein Vortrag war, wie die deutsche Philosophie sich ausdrückt, „subjektiv“ für ihn, und nicht für andere. Er war ein egoistischer Gelehrter, ein Wissensbrunnen, dessen Rolle knarrte, wenn man etwas herausziehen wollte: mit einem Wort, ein Geizhals.

Es gibt in Deutschland manche Professoren der Art. Mein Onkel hatte leider keine leichte Aussprache, wenigstens wann er öffentlich sprach, ein bedauerlicher Mangel bei einem Redner. Bei seinen Vorträgen im Johanneum blieb der Professor oft plötzlich stecken; er rang mit einem störrigen Ausdruck, der nicht von seinen Lippen wollte, einem Ausdruck, der sich sträubt und aufbläht, bis er endlich in der unwissenschaftlichen Form eines Fluchs herauskommt. Darüber arge Erzürnung.

Nun gibt es in der Mineralogie viele halb-griechische, halb-lateinische Benennungen, die schwer auszusprechen sind, so holperig rau, dass sie für eines Dichters Lippen eine Pein sind. Ich will dieser Wissenschaft nichts Übles nachsagen.

Aber gegenüber von rhomboedrischen Kristallisationen, von resin-asphaltischen Harzen, von Gheleniden, Fangasiden, Molybdaten, Tungstaten, Titanaten und Zirkonien darf die geläufigste Zunge fehl sprechen.

In der Stadt nun kannte man diese verzeihliche Schwäche meines Onkels, und man machte sich über ihn lustig; man lauerte ihm auf, reizte ihn zum Zorn und lachte ihn aus, was auch in Deutschland durchaus nicht für anständig gilt. Und waren die Zuhörer Lidenbrocks stets zahlreich, so kamen sie meist deshalb, um sich an dem ergötzlichen Zorn des Professors zu belustigen.

Wie dem auch sein mag, mein Onkel war, - das kann ich nicht genug betonen - ein echter Gelehrter. Obwohl er manchmal bei allzu barschen Versuchen seine Musterstücke zerschlug, verband er mit dem Genie des Geologen den Blick des Mineralogen. Mit seinem Hammer, seiner stählernen Spitzhaue, seiner Magnethadel, seinem Lötrohr und Fläschchen Salpetersäure war der Mann sehr stark. Er verstand jedes beliebige Metall nach dem Bruch, Aussehen, der Härte, Schmelzbarkeit, dem Ton, Geruch oder Geschmack ohne viel Bedenken in die Classification der sechshundert jetzt bekannten Gattungen einzureihen.

Daher hatte auch Lidenbrocks Name in den Gymnasien und Vereinen einen ehrenvollen Klang. Humphry Davy und von Humboldt, die Kapitäne Franklin und Sabine machten ihm auf der Reise durch Hamburg ihren Besuch. Becquerel,

Ebelmen, Brewster, Dumas, Milne-Edwards, Sainte-Claire-Deville befragten ihn gerne über wichtige Punkte der Chemie. Diese Wissenschaft verdankte ihm hübsche Entdeckungen, und im Jahre 1853 war zu Leipzig von Otto Lidenbrock eine Abhandlung über Transzendente Kristallographie in Großfolio mit Abbildungen erschienen, welche jedoch nicht die Kosten deckte.

Zudem war mein Onkel Konservator des mineralogischen Museums des russischen Gesandten Struve, welches europäischen Ruf hatte.

Dieser Mann war's, der mich so ungeduldig anrief. Ein großer, magerer Mann mit eiserner Gesundheit und blondem jugendlichen Aussehen, das ihn um zehn Jahre jünger machte, als er wirklich war. Große unablässig rollende Augen hinter einer ansehnlichen Brille; eine lange feine Nase, gleich einer scharfen Klinge; böse Zungen behaupteten, sie sei mit einem Magnet bestrichen und ziehe den Eisenstaub an sich.

Pure Verleumdung: sie zog nur den Tabak in sich, und zwar, um der Wahrheit ihr Recht zu geben, in reichlichem Maße.

Wenn ich noch hinzufüge, dass mein Onkel mathematisch gemessen drei Fuß lange Schritte machte, und ferner bemerke, dass er mit festgeschlossenen Händen – was ein heftiges Temperament bezeichnet – einherging, so kennt

man ihn hinlänglich, um auf seine Gesellschaft nicht sehr erpicht zu sein.

Er wohnte auf der Königsstraße in einem eigenen kleinen Hause, das halb aus Holz, halb aus Ziegelstein gebaut war, mit ausgezacktem Giebel; es lag an einem der Kanäle, welche in Schlangenwindungen durch das älteste Quartier Hamburgs ziehen, das von dem großen Brand im Jahre 1842 glücklich verschont wurde; sein Dach saß ihm so schief, als einem Studenten des Tugendbundes die Mütze auf dem Ohr; das Senkblei durfte man an seine Seiten nicht anlegen; aber im Ganzen hielt es sich fest, dank einer kräftigen in die Vorderseite eingefügten Ulme, die im Frühling ihre blühenden Zweige durch die Fensterscheiben trieb.

Mein Onkel war für einen deutschen Professor reich zu nennen. Das Haus war samt Inhalt sein volles Eigentum. Zu dem Inhalt gehörte seine Patin, Gretchen, ein siebenzehnjähriges Mädchen aus den Vierlanden, die gute Martha und ich. In meiner doppelten Eigenschaft als Neffe und Waise ward ich sein Handlanger-Gehilfe bei seinen Experimenten.

Ich gestehe, dass ich an den geologischen Wissenschaften Lust hatte; es floss mineralogisches Blut in meinen Adern, und ich langweilte mich nie in Gesellschaft meiner kostbaren Steine.

Übrigens konnte man doch in diesem kleinen Hause der Königsstraße glücklich leben trotz der ungeduldigen Weise seines Eigentümers, denn obwohl er sich etwas brutal benahm, liebte er mich doch. Aber der Mann verstand nicht zu warten, und eilte sogar der Natur voran.

Wenn er im April in die Fayence-Töpfe seines Salons Stöckchen Reseda oder Winde pflanzte, zupfte er sie jeden Morgen an den Blättern, um ihr Wachstum zu beschleunigen.

Bei einem solchen Original war nichts anderes möglich, als gehorchen. Ich stürzte daher hastig in sein Arbeitszimmer.

Zweites Kapitel: Ein altes Dokument

Dieses Zimmer war ein wahrhaftes Museum. Alle Musterstücke aus dem Mineralreich fanden sich da, mit Etiketten versehen in vollständigster Ordnung gereiht, nach den drei großen Abteilungen der brennbaren, metallischen und steinartigen Mineralien.

Wie war ich mit diesem Spielzeug der mineralogischen Wissenschaft vertraut! Wie oft hatte ich, anstatt mit meinen Kameraden meine Zeit zu vertändeln, meine Freude daran, diese Graphiten, Anthraciden, Ligniten, die Steinkohlen und Torfe abzustäuben! Und die Harze, Erdharze, organischen Salze, die vor den geringsten Stäubchen zu schützen waren! Und diese Metalle, vom Eisen bis zum Gold, deren relativer Wert vor der absoluten Gleichheit der wissenschaftlichen Gattungen verschwand! Und alle die Steine, womit man das Haus an der Königsstraße hätte neu aufbauen können, und noch ein hübsches Zimmer dazu, worin ich mich recht hübsch eingerichtet hätte!

Aber als ich in das Arbeitszimmer trat, dachte ich nicht an diese Wunder; mein einziger Gedanke war mein Onkel. Er war in seinem großen, mit Utrechter Samt beschlagenen Lehnstuhl vergraben und hielt ein Buch in den Händen, das er mit tiefster Bewunderung anschaute.

„Welch ein Buch! welch ein Buch!“ rief er aus. Dieser Ausruf erinnerte mich, dass der Professor Lidenbrock auch zu Zeiten ein Büchernarr war: eine alte Scharteke hatte in seinen Augen nur insofern Wert, als sie schwer aufzufinden oder wenigstens unleserlich war.

„Aber, sagte er, siehst Du denn nicht? Das ist ja ein unschätzbares Kleinod, das ich heute Morgen im Laden des Juden Hevelius aufgefunden habe.

- Prachtvoll!“ erwiderte ich mit erheucheltem Enthusiasmus. Wahrhaftig, wozu so viel Lärm um einen alten Quartanten in Kalbleder, eine vergilbte Scharteke mit verblasstem Buchzeichen.

Der Professor fuhr indessen fort in unerschöpflicher Bewunderung, indem er sich selbst fragte und antwortete:

„Siehst Du, ist's nicht hübsch? Ja, wunderschön! was für ein Einband! wie leicht schlägt man es auf! wie trefflich schließen die Blätter, dass sie nirgends klaffen! Und an diesem Rücken sieht man nach sieben Jahrhunderten noch keinen Riss!“

Ich konnte nichts Besseres tun, als ihn über den Inhalt zu fragen, obwohl der mich wenig kümmerte.

„Und wie ist denn der Titel des merkwürdigen Buches?“ fragte ich hastig.

- Dies Werk, erwiderte mein Onkel lebhaft, ist die Heimskringla von Snorro Sturleson, dem berühmten isländischen Chronisten des zwölften Jahrhunderts! Es enthält die Geschichte der norwegischen Fürsten, die auf Island herrschten.

- Wirklich! rief ich so freudig wie möglich, und gewiss eine deutsche Übersetzung?

- Schön! entgegnete lebhaft der Professor, eine Übersetzung! Und was mit der Übersetzung anfangen? Wer kümmert sich um eine solche? Es ist ein Originalwerk in isländischer Sprache, dem prächtigen, reichen und zugleich einfachen Idiom!

- Wie das Deutsche, fügte ich schmeichelnd bei.

- Ja, erwiderte mein Onkel mit Achselzucken, ohne in Anschlag zu bringen, dass die isländische Sprache die drei Geschlechter bezeichnet, wie beim Griechischen, und die Eigennamen dekliniert, wie im Lateinischen!

- Ah! rief ich, indem ich meiner Gleichgültigkeit Gewalt antat, und wie schön sind die Lettern!

- Lettern! Was meinst Du, Lettern? Wie? Du meinst, das sei gedruckt? Nein, Dummer, es ist ein Manuskript, ein Runen-Manuskript! ...

- Runen?

- Ja! Begehrt Du nun eine Erklärung dieses Worts?

- Das lasse ich bleiben“, erwiderte ich mit dem Ton eines Beleidigten.

Aber mein Onkel fuhr umso eifriger fort mich wider Willen über Dinge zu belehren, die ich zu wissen gar nicht Lust hatte.

„Die Runen, fuhr er fort, waren Schriftzüge, die vor uralten Zeiten auf Island im Gebrauch waren und von Odin selbst erfunden sein sollen! Aber schau doch her, bewundere doch, Gottloser, die von einem Gott ausgedachten Zeichen!“

Wahrhaftig, anstatt zu antworten, fiel ich auf die Kniee, eine Antwort, die Göttern und Königen gefällt.

Ein Zwischenfall gab der Unterhaltung eine andere Wendung. Ein schmutziges Pergament fiel aus der Scharteke heraus auf den Boden.

Mit begreiflicher Gier fiel mein Onkel über diesen Quark her. Ein altes Dokument, das vielleicht seit unvordenklicher Zeit in einem alten Buche lag, musste unfehlbar in seinen Augen sehr kostbar sein.

„Was ist das?“ rief er aus.

Und zugleich entfaltete er sorgfältig auf dem Tisch ein fünf Zoll langes, drei Zoll breites Pergamentstück, worauf in Querzeilen ein unverständliches Gekritzel von Schriftzügen sich befand.

Ich gebe hier ein genaues Faksimile derselben. Es ist mir darum zu tun, diese seltsamen Zeichen zur Anschauung zu bringen, weil sie den Professor Lidenbrock nebst seinen Neffen zu der sonderbarsten Unternehmung des neunzehnten Jahrhunderts veranlassten:

Ж.АЛННН	ХНАТНТТ	НТТТТТ
НТТТТТ	ТТТТТТ	ТТТТТТ
ТТТТТТ	ТТТТТТ	ТТТТТТ

Der Professor betrachtete diese Zeichen eine Weile; dann sprach er, indem er seine Brille höher rückte:

„Es ist Runisch; diese Zeichen sind denen auf dem Manuskript Snorros völlig gleich! Aber ... was mag das nur bedeuten?“

Da es mir schien, das Runische sei eine Erfindung der Gelehrten, um die ungelehrten Leute zu hintergehen, so war es mir nicht unlieb, dass mein Onkel nichts davon verstand. Das nahm ich wenigstens aus seinen Fingerbewegungen ab.

„Es ist doch Alt-Isländisch“, brummte er in den Bart.

Und der Professor Lidenbrock musste das wohl verstehen, denn er galt für ein Wunder von einem Sprachenkenner. Die zweitausend Sprachen und viertausend Dialekte, die man auf der Erde kennt, sprach er nicht nur geläufig, sondern verstand auch deren einen guten Teil.

Um dieser Schwierigkeit willen war er im Begriff, sich allen Stürmen seines heftigen Gefühls hinzugeben, als es auf der kleinen Uhr des Kamins zwei schlug, und die gute Martha die Thür mit den Worten öffnete:

„Die Suppe ist aufgetragen.

- Zum Henker mit der Suppe, schrie mein Onkel, samt der Köchin, und wer sie verzehrt!“

Martha entfloh, ich eilte ihr nach und befand mich, ohne zu wissen wie, an meinem gewöhnlichen Platz im Speisezimmer.

Ich wartete eine Weile. Der Professor kam nicht. Zum ersten Mal, meines Gedenkens, ließ er sich bei dem Mittagessen vermissen. Und doch, welch treffliches Essen! Petersiliensuppe, Eierkuchen mit Schinken in Sauerampfersauce, Kalbsnierenbraten mit Pflaumenkompott, und zum Dessert Meereskrebsschen mit Zucker, und dazu ein hübscher Moselwein.

Das Alles versäumte mein Onkel über dem alten Papier. Wahrhaftig als ergebener Neffe glaubte ich mich verbunden, für uns beide zu essen. Und ich tat es gewissenhaft.

„Das hab' ich nie erlebt! sagte die gute Martha. Herr Lidenbrock nicht bei Tische!

- Unglaublich.

- Das hat was Arges zu bedeuten!“ fuhr die Alte mit Kopfschütteln fort.

Meines Erachtens bedeutete es nichts anderes, als eine fürchterliche Szene, wenn mein Onkel sein Essen aufgezehrt finden würde.

Ich war an meinem letzten Krebschen, als eine lauthallende Stimme mich den Genüssen des Nachtisches entzog. Mit einem Sprung war ich im Zimmer des Herrn.

Drittes Kapitel: Das Pergament

des Arne Saknussemm

„Es ist offenbar Runisch, sagte der Professor mit Stirnrunzeln. Aber ich werde das Geheimnis, das dahintersteckt, entdecken, sonst ...“

Und er machte eine heftige Bewegung mit der Hand.

„Setz' Dich dahin, fuhr er fort, indem er auf den Tisch hinwies, und schreib'.“

Im Augenblick war ich bereit.

„Jetzt will ich Dir jeden Buchstaben unseres Alphabets diktieren, sowie er mit einem dieser Schriftzüge stimmt. Wir werden sehen, was dabei herauskommen wird. Aber nimm Dich wohl in Acht, dass Du nichts verfehlst!“

Er fing an, zu diktieren, und ich gab mir alle Mühe. Er benannte jeden Buchstaben einen nach dem andern, und so bildeten sich folgende unverständliche Worte

:

m.rnlls esreuel seecjde

sgtssmf unteief niedrke

kt,samn atrateS Saodrrn

emtnael nuaect rrilSa

Atvaar .nxcrc ieaabs

ccdrmi eeutul frantu

dt,iac oseibo Kediil

Als dies fertig war, nahm mein Onkel hastig das Blatt, worauf ich geschrieben hatte.

„Was will das bedeuten?“ wiederholte er mechanisch.

Auf Ehre, ich hätte es ihm nicht sagen können. Übrigens fragte er mich nicht, und sprach weiter mit sich selbst:

„Das heißen wir eine Geheimschrift, sagte er, worin der Sinn hinter absichtlich durcheinander gemischten Buchstaben versteckt ist, welche in gehöriger Folge geordnet, eine verständliche Phrase bilden würden. Darin

steckt vielleicht die Erklärung oder Andeutung einer großen Entdeckung!“

Ich für meinen Teil dachte, es stecke gar nichts dahinter, aber ich hütete mich wohl, meine Meinung auszusprechen.

Der Professor nahm darauf das Buch und das Pergament, und verglich sie beide mit einander.

„Diese beiden Schriften sind nicht von derselben Hand; das Geheimschriftstück ist späteren Ursprungs, als das Buch, wie ich das gleich vorne aus einem unwiderleglichen Beweis ersehe. In der Tat, der erste Buchstabe ist ein doppeltes M, das in Sturlesons Buch sich nicht findet, denn es wurde erst im vierzehnten Jahrhundert dem isländischen Alphabet hinzugefügt. Also liegen wenigstens zwei Jahrhunderte zwischen dem Manuskript und dem Dokument.“

Das schien mir allerdings ziemlich folgerichtig.

„Das bringt mich auf den Gedanken, fuhr mein Onkel fort, diese geheimnisvolle Schrift sei von einem Besitzer des Buches verfasst worden. Aber wer zum Henker war dieser Besitzer? Sollte er nicht seinen Namen irgendwo unter das Manuskript gesetzt haben?“

Mein Onkel setzte seine Brille höher, nahm eine starke Lupe, und musterte sorgfältig die ersten Seiten des Buches durch. Auf der zweiten Rückseite entdeckte er eine Art Flecken, der wie ein Tintenklecks aussah; aber genauer

besehen unterschied man einige halb verloschene Schriftzüge. Mein Onkel begriff, dass es auf diesen Punkt ankomme; er machte sich also aufs Eifrigste darüber her, und erkannte endlich mit Hilfe seiner Lupe die folgenden Runenschriftzeichen, welche er ohne Anstoß lesen konnte:

ᚠᚱᚦ ᚱᚢᚱᚢᚱᚱᚱᚱ

„Arne Saknussem! rief er triumphierend aus, aber das ist ein Name, und noch dazu ein isländischer Name, eines Gelehrten des sechzehnten Jahrhunderts, eines berühmten Alchemisten.“

Ich schaute meinen Onkel mit einigem Staunen an.

„Diese Alchemisten, fuhr er fort, Avicenna, Bacon, Lullus, Paracelsus waren die einzigen, die echten Gelehrten ihrer Epoche. Sie haben Entdeckungen gemacht, worüber wir erstaunt sein dürfen. Warum sollte nicht dieser Saknussem unter dieser Geheimschrift eine auffallende Entdeckung verhüllt haben? So muss es sein. So ist's wirklich.“

Bei dieser Hypothese erhitzte sich des Professors Phantasie.

„Ganz gewiss, erwiderte ich keck, aber was konnte dieser Gelehrte für ein Interesse daran haben, eine merkwürdige Entdeckung geheim zu halten?

- Warum? Warum? Ja, weiß ich's? Hat's nicht Galilei ebenso gemacht in Beziehung auf Saturn? Übrigens, wir werden schon sehen: ich werde das Geheimnis dieses Dokuments herausbekommen, und ich werde weder essen noch schlafen, bis ich's heraushabe.

- O! dachte ich.

- Du ebenfalls nicht, Axel, fuhr er fort.

- Teufel! dacht' ich, da ist's gut, dass ich doppelte Mahlzeit gehalten habe.

- Und zunächst, sagte mein Onkel, geht es darum, die Sprache dieser Chiffre aufzufinden. Das kann nicht schwer sein.“

Bei diesen Worten hob ich lebhaft den Kopf. Mein Onkel fuhr fort, mit sich selbst zu reden:

„Es gibt nichts Leichteres. Dieses Dokument enthält hundertzweiunddreißig Buchstaben, wovon neunundsiebzig Konsonanten gegen dreiundfünfzig Vokale. Ungefähr dieses Verhältnis findet bei den südlichen Sprachen statt, während die Idiome des Nordens unendlich reicher an Konsonanten sind. Es handelt sich also um eine Sprache des Südens.“

Diese Folgerungen waren richtig.

„Aber was ist's für eine Sprache?

- Dieser Saknussem, fuhr er fort, war ein unterrichteter Mann; wenn er also nicht in seiner Muttersprache schrieb, musste er der unter den gebildeten Geistern des sechzehnten Jahrhunderts geläufigen Sprache den Vorzug geben, der lateinischen nämlich. Irre ich darin, so kann ich mit dem Spanischen, dem Französischen, Italienischen, Griechischen oder Hebräischen einen Versuch machen. Aber die Gelehrten des sechzehnten Jahrhunderts schrieben im Allgemeinen lateinisch. Ich darf also als selbstverständlich annehmen, es sei Latein.“

Ich sprang von meinem Stuhl auf. Meine Erinnerungen aus der Lateinschule sträubten sich gegen die Behauptung, diese Gruppe seltsamer Worte könne der sanften Sprache Virgils angehören.

„Ja! Latein, fuhr mein Onkel fort, aber verworrenes Latein.

- Das mag sein! dachte ich. Wenn Du es entwirrst, lieber Onkel, bist Du ein feiner Kopf.

- Untersuchen wir gehörig, sagte er, und nahm das von mir beschriebene Blatt wieder zur Hand. Hier ist eine Gruppe von hundertzweiunddreißig Buchstaben, die wir in vollständiger Verworrenheit finden. Da sind Worte, worin nur Konsonanten vorkommen, wie das erste 'rnlls', andere

dagegen, worin die Vokale überwiegen, z.B. das fünfte: 'uneeief', oder das vorletzte: 'oseibo'. Nun ist offenbar diese Gruppierung nicht so zusammengesetzt worden; sie wurde mathematisch gegeben durch ein uns unbekanntes Verhältnis, nach welchem die Aneinanderreihung dieser Buchstaben bestimmt wurde. Ich halte für gewiss, dass die ursprüngliche Phrase regelmäßig geschrieben, sodann nach einem Grundgedanken, den man auffinden muss, umgebildet wurde. Wer den Schlüssel dieser 'Chiffre' besäße, würde sie geläufig lesen. Aber was ist das für ein Schlüssel? Axel, hast Du ihn?"

Auf diese Frage wusste ich nicht zu antworten, und aus gutem Grunde. Meine Blicke waren auf ein reizendes Porträt, das an der Wand hing, geheftet, das Porträt Gretchens. Die Mündel meines Onkels befand sich damals zu Altona bei einer Verwandten, und ich war über ihre Abwesenheit sehr betrübt, denn, jetzt kann ich's gestehen, die hübsche Vierländerin und der Neffe des Professors liebten sich mit echt deutscher Herzlichkeit und Ausdauer. Wir hatten uns ohne Wissen unseres Onkels verlobt, der allzu viel Geologe war, um für solche Gefühle einen Begriff zu haben. Gretchen war eine reizende Blondine mit blauen Augen, von etwas gesetztem Charakter und ernstem Sinn; aber sie liebte mich darum nicht minder. Ich meinerseits betete sie an, sofern dieser Begriff im Altdeutschen existiert! Das Bild meiner kleinen Vierländerin versetzte mich also auf einmal aus der wirklichen Welt in die Welt der Träume, der Erinnerungen.

Ich erblickte in diesem Bild die treue Genossin meiner Arbeiten und Freuden. Sie half mir tagtäglich die köstlichen Steine meines Onkels ordnen, dieselben mit Etiketten versehen. Fräulein Gretchen war in der Mineralogie sehr stark! Sie hätte darin mehr als einen Gelehrten zurechtweisen können. Sie befasste sich gerne damit, schwierige Fragen der Wissenschaft zu ergründen. Welche süßen Stunden hatten wir mit gemeinsamen Studien hingebracht! Und wie oft beneidete ich die fühllosen Steine um das Glück, von ihren reizenden Händen betastet zu werden!

Hernach, wann die Erholungszeit kam, wandelten wir mit einander durch die belaubte Alsterallee, und besuchten zusammen die alte geteerte Mühle, die sich am Ende des Sees so gut ausnimmt; unterwegs plauderten wir Hand in Hand. Ich erzählte ihr Dinge, worüber sie herzlich lachte. So kamen wir bis zum Elbufer, und nachdem wir den Schwänen, die zwischen den großen weißen Seerosen schwimmen, gute Nacht gesagt, begaben wir uns mit dem Dampfboot wieder zum Quai.

Als ich in meinem Träumen hier ankam, ward ich von meinem Onkel durch einen Faustschlag auf den Tisch gewaltsam in die Wirklichkeit zurückgerufen.

„Sehen wir, sagte er, die erste Idee, die sich dem Geist darbietet, um die Buchstaben einer Phrase aus ihrer Ordnung zu bringen, besteht, dünkt mir, darin, dass man die

Worte, anstatt horizontal, vertikal schreibt. Wir müssen anschauen, was dabei herauskommt. Axel, schreib' irgendeinen Satz auf diesen Zettel, aber anstatt die Buchstaben neben einander zu stellen, setze sie in vertikalen Reihen einen nach dem andern, und zwar in Gruppen von fünf bis sechs.“

Ich begriff, wie es gemeint war, und schrieb sogleich von oben nach unten.

I	e	r	m	t	t
ch	d	z	e	e	ch
l	i	l	i	s	e
i	ch	i	n	G	n
e	h	ch	g	r	!
b	e	,	u	e	

„Gut, sagte der Professor, ohne gelesen zu haben. Jetzt schreibe diese

Worte in eine horizontale Zeile.

Ich gehorchte und bekam folgende Phrase:

Iermtt chdzeech lilise ichinGn ehchgr! be,ue

Ganz recht, sagte mein Onkel, und riss mir den Zettel aus der Hand, das sieht schon aus wie das alte Dokument: die Vokale stehen so wie die Konsonanten in der nämlichen Unordnung gruppiert; da sind selbst Anfangsbuchstaben sowie Komma in der Mitte der Worte, ganz wie in dem Pergament des Saksussemm!“

Ich konnte nicht umhin, diese Bemerkungen für recht sinnreich zu halten.

„Nun, fuhr mein Onkel fort, um die Phrase, welche Du geschrieben hast, und deren Inhalt ich nicht kenne, zu lesen, brauch' ich nur zuerst den ersten Buchstaben jedes Wortes zusammen zu reihen, dann jeweils den zweiten, danach den dritten usw.“

Und mein Onkel las, zu seinem und meinem größten Erstaunen:

Ich liebe dich herzlich, mein gutes Gretchen!

„Oho!“ sagte der Professor.

Ja, unversehens hatte ich als verliebter Tölpel diese verräterische Zeile geschrieben!

„So! Du liebst Gretchen? fuhr mein Onkel im Bevormundungston fort.

- Ja ... Nein ... stotterte ich.

- Du liebst also Gretchen! wiederholte er maschinenmäßig. Nun, wenden wir mein Verfahren auf das fragliche Dokument an.“

Mein Onkel war schon wieder in das Nachsinnen, welches ihn ganz in Anspruch nahm, versunken, dass er bereits meine unvorsichtigen Worte vergaß. Ich sage

unvorsichtigen, denn der Kopf des Gelehrten konnte die Herzensangelegenheiten nicht begreifen. Aber zum Glück hatte die große Angelegenheit des Dokuments das Übergewicht.

Im Begriff, seinen Hauptversuch zu machen, sprühten des Professors Augen Blitze durch seine Brille hindurch. Mit zitternden Fingern nahm er das alte Pergament wieder zur Hand. Er war von ernster Bewegung ergriffen. Endlich hustete er tüchtig, und diktierte mir mit würdigem Ton, indem er der Reihe nach zuerst den ersten Buchstaben, dann den zweiten jedes Wortes zusammennahm, die folgenden Gruppen:

mmessunkaSenrA.icefdoK.segnittamurtn
ecertserrette,rotaivxada,ednecsedsadne
lacartniilujsiratracsarbmutablemek
meretarcsilucoYsleffenSnI

Als ich sie fertig hatte, war ich, offen gestanden, in Gemütsbewegung; in diesen Buchstaben hatte ich gar keinen Sinn zu erkennen vermocht; ich war also darauf gespannt, des Professors Lippen würden hochtrabend eine Phrase prachtvollen Lateins hören lassen.

Aber wer hätte das gedacht! ein heftiger Faustschlag erschütterte den Tisch, dass die Tinte emporspritzte, die Feder meinen Händen entfiel.

„Das ist's nicht! schrie mein Onkel, das hat keinen Sinn!“
Darauf stürzte er rasch wie eine Kugel durch das Zimmer,
wie eine Lawine die Treppe hinab, auf die Königsstraße und
entfloh aus Leibeskräften.